

# Sonntagsblatt

## der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 36 Wiesbaden, den 1. August 1920 38. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender	
Sonntag, 1. August:	Petri Kettenfeier
Montag, 2. August:	Alfons, Portiunkala
Dienstag, 3. August:	Steph. Auff.
Mittwoch, 4. August:	Dominikus
Donnerstag, 5. August:	Oswald
Freitag, 6. August:	Verklärung Christi
Samstag, 7. August:	Donatus

### Zehnter Sonntag nach Pfingsten.

#### Evangelium des hl. Lukas 18, 9-14.

In jener Zeit sprach Jesus zu einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die übrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich selbst also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Un-

gerechten, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

## Berechtfertigt

1. Er konnte sich rechtfertigen, sagen die Leute, wenn einer heil von einer Gerichtsverhandlung heimkehrt, das heißt, er konnte seine Unschuld beweisen, er konnte dartun, daß er an der Sache nicht beteiligt war, daß er das ihm zur Last gelegte Vergehen nicht begangen habe. Und doch, wie oft kehrt ein solcher heim und ist doch in den Augen der ehrbaren und einsichtigen Menschen gerichtet, auch wenn er von Gefängnis und Zuchthaus frei geblieben ist, auch wenn er sich hernach als ehrenwerter Mann und Staatsbürger aufspielt, mit Titeln und Orden geschmückt einhergeht.

Der Pharisäer vom heutigen Evangelium war den Bewohnern Jerusalems wohl eine bekannte Persönlichkeit, die als wohlthätig, gesehenswürdig und freigebig angesehen war. Und doch ging er ungerechtfertigt nach Hause. Nach dem Sprachgebrauch der hl. Schrift heißt das: Mit seinen schweren Sünden beladen verließ er das Gotteshaus.

Worin besteht also die echte wahre Rechtfertigung?

In dem richtigen Verhältnis zu Gott. Sind wir Gottes Freunde, dann sind wir gerechtfertigt. Freunde Gottes, heilig und gerecht vor Gott sind wir aber durch die heiligmachende Gnade. Also besteht die Rechtfertigung vor Gott im Besitz der heiligmachenden Gnade. Diese Gnade wird deshalb geradezu die Gnade der Rechtfertigung genannt.

Was ist diese Wahrheit doch unendlich beglückend! Bin ich im Besitze dieser großen Gnade, dann erfreue ich mich des größten Wohlwollens von Seiten Gottes, dann stehe ich in seiner Gut, in seiner besonderen Achtung und Ehre, dann habe ich Anspruch auf eine besondere Behandlung von ihm. Diese besondere Behandlung besteht in allerlei Aufmerksamkeiten, die mir Gott erweist. Er schickt mir besondere Gnaden und Tröstungen, er leitet und führt mich auf fruchtbare Tristen, wo ich reich gesättigt werde mit Gaben und Geschenken. Während andere sich mühen und plagen, daß sie vorankommen auf dem Wege nach oben, finde ich fast gar keine Schwierigkeiten. Alles gleitet von selbst weiter, und ich genieße in vollen Bügen das Recht, als Kind Gottes behandelt zu werden.

2. Es ist zwar nicht mit voller Sicherheit der Besitzstand der heiligmachenden Gnade nachzuweisen, das heißt, es kann niemand mit unfehlbarer Gewißheit von sich behaupten, daß er

im Besitze dieser Gnade stehe. Der Grund liegt darin, daß die Rechtfertigung des Sünders kraft einer Betätigung der göttlichen Liebe und Allmacht sich vollzieht, die sich der menschlichen Erkenntnis entzieht, andererseits daß die Rechtfertigung bedingt ist durch die vollkommene Liebe, die der Sünder erwecken muß, über deren Vorhandensein aber Gott allein das entscheidende Urteil zusteht. Aber hinwiederum weiß ich doch mit einiger Gewißheit, ob ich mir eine schwere Schuld zugezogen habe, die den Verlust der rechtfertigenden Gnade nach sich zieht. Wenn der Mensch diese einschrän-

seiner Gnade und Hilfe beständig bedürfen, und der seine Kinder stets so führt und leitet, daß sie den Pfad durch die Irrnisse dieses Lebens nicht verfehlen.

Vertrauen also auf die unendliche Barmherzigkeit unseres göttigen Vaters, kein falsches übermütiges Vertrauen, sondern ein Vertrauen, das allzeit mit einem demütigen Mißtrauen gegen die eigne Würdigkeit und Beständigkeit und darum mit heilsamer Gottesfurcht verbunden ist.

3. Dieses Vertrauen, dieses Bewußtsein, daß der allmächtige Herr und Gott selber von meinem Herzen durch die heiligmachende Gnade Besitz genommen hat, ist ein wahrhaftes fürstliches Geschenk der göttlichen Vatergüte. Gott ist im Himmel droben, und das dünkt uns so weit, und wir möchten uns fürchten, wenn der Sturm daher rast und uns zerzaust. Aber Gott ist doch wieder ein Gott der Nähe: Durch die hochheilige Gnade der Rechtfertigung wohnt und thront er in uns und leihet uns seinen allmächtigen Arm, daß nichts uns treffen, nichts uns widerfahren kann, was uns von Schaden wäre. Haben wir diesen allmächtigen Arm nicht schon gespürt? Ach, fast täglich versucht unser Feind, der Widersacher des Menschengefleisches, uns zur Untreue gegen Gott zu verleiten. Wie oft hat er sich des Sieges über uns rühmen können! Wie ist das wohl gekommen? Weil wir uns gar nicht bemüht waren, daß eine so starke Hilfe unmittelbar bei uns war. Die Gottesgegenwart in uns ist zwar eine göttliche, gewaltige Kraft. Allein wir müssen sie uns erst zu eigen machen, müssen sie zu gebrauchen verstehen. Mit anderen Worten: Versehen wir uns doch stets lebhaft in die Gegenwart Jesu in unserer Seele, rufen wir diese Hilfe an, etwa durch kleine Stößgebeten, durch einen Blick aufwärts oder hin zu einer Kirche, in deren Nähe wir uns aufhalten. Jesus wartet darauf. Er könnte zwar auch ohne weiteres eingreifen. Aber meistens handelt er erst auf unser Bitten hin, sonst kämen wir wohl leicht in die Gefahr, ihn ganz aus den Augen zu verlieren und uns einem sündhaften Leichtsinne hinzugeben.

Fürstlich ist das Geschenk der Gnadengabe auch deshalb, weil wir selber imstande sind, dieses Geschenk und seinen Wert und Glanz auf beliebig hohe Stufe zu bringen. Das ist das, was der Katechismus die Vermehrung der heiligmachenden Gnade nennt. Je öfter ich mit dieser Gnade Widerstand leiste gegen die Versuchung zum Bösen, und je öfter

**„Du bist mein“**

Mensch, du bist mein! Ich habe dich gezeichnet,  
Ich schrieb in meine Hand dich lebend ein,  
Seht' auf die Stirn dir meines Bildes Gleichnis  
Und hauch' dich an. O sprich, bist du nicht mein?

Mensch, du bist mein! Mit meinem Herzensblute  
Erkauft' ich dich in bitterer Todespein,  
Schlug an mein Kreuz den Schuldbrief deiner  
Sünden  
Und löst' dich sterbend ein. Bist du nicht mein?

Mensch, du bist mein! Ich speiß' mit meinem  
Fleische  
Und tränkt' dich mit der Jungfrau reinem Wein,  
So eins mit mir, so innig mir verbunden,  
Bist du nun ewig unverlerbar mein.

(A. JUNG)

tende Gewißheit nicht hätte, dann müßte er ja fortwährend in Angst und Schrecken leben, und das ist gewiß nicht die Absicht Gottes. Im Hinblick auf die Barmherzigkeit Gottes und die Wirklichkeit der von Christus dargebotenen Gnadenmittel kann und soll der Christ ein zuversichtliches Vertrauen auf den Besitz der heiligmachenden Gnade hegen, wofür er nur in der von Gott gewollten Weise die Gnade zu erlangen und zu bewahren sich bemüht. Gott ist kein Tyrann, und er will, daß wir wie Kinder zu ihm aufblicken, nicht wie zu einem Vater, der immer mit der Rute droht, sondern zu einem Vater, der weiß, daß seine Kinder arme, gebrechliche Geschöpfe sind und

ich mich mittelst der Gnadenkraft, die in mir wohnt, aufraffe zu einem guten Werk, desto mehr erstarke ich und wachse ich an innerem Wohlgefallen Gottes, an Heiligkeit und Verdienstlichkeit vor Gott. Und haben wir oft die Kraft Gottes, die in uns wohnt, gespürt, dann wachsen wir an Mut und Kühnheit, noch mehr zu wagen und Größeres zu unternehmen. Und wenn uns Gott etwas recht Schwieriges überträgt, dann entfällt uns keineswegs der Mut, da wir wissen, daß Gottes Kraft in unmittelbarer Nähe wirksam ist. Und wenn Gott mit uns ist, wer ist dann gegen uns!

Gott hat uns Hohes, Göttliches anvertraut, als er uns das Bild seines Sohnes durch die heiligmachende Gnade einprägte. Rechtfertigen wir doch dieses Vertrauen, das Gott in uns setzt. Er vertraut uns dann noch Größeres an. In diesem Sinne laßt uns ebenfalls „Gerechtfertigte“ sein. Dbe.



### Laßt die Kinder Blumen pflegen

Von Karl Mülller

„Ward ein Blümlein mir geschenkt,  
Dass gepflanzt und habs getränkt.“

Welcher noch unverdorrene Mensch, und ganz besonders welches Kind liebt nicht die Blumen, diese farbenfrohen Kinder der Mutter Natur! Wie schauen sie uns mit ihren offenen Augen so sympathisch an, gleichsam als wenn sie reden wollten und dabei bedauerlich, daß ihnen die Gabe der Sprache versagt sei, wie der Dichter singt:

„An Blumen freut sich mein Gemüte,  
Und ihren Kätzeln lausch ich gern,  
Die uns so nah durch Düft und Blüte,  
Und durch ihr Schweigen doch so fern.“

So wissen wir aus der Geschichte, daß selbst gekrönte Häupter besondere Freunde der Blumen waren und einzelne als Lieblingsblumen besonders bevorzugten. So liebte der Heldenkaiser Wilhelm I. die Blaue Kornblume, denn ihr Anblick zauberte ihm das verklärte Bild seiner so früh verbliebenen Mutter, der edlen Königin Luise, vor die Seele. Der stille Dulder, Kaiser Friedrich III. bevorzugte das Veilchen, dieses Bild der Bescheidenheit, und gewiß löbte sein Anblick in den bitteren Leidensstunden ihm Geduld und Gottvertrauen ein. Der Herrliche Eroberer Napoleon I., der in seinem Leben mit Vorliebe und Meisterschaft das Schwert zu führen wußte, beschäftigte sich in seinen letzten Lebensjahren auf seinem einsamen Felsen-eiland „St. Helena“ im fernen Ozean mit Gartenbau, wobei er auch den Blumen seine Liebe zuteil werden ließ.

So leite man auch die Kinder an, daß sie zu den Blumen sich hingezogen fühlen und das Pflanzen und Pflegen derselben als eine Lieblingsbeschäftigung betreiben. Sie heben sich dadurch nicht nur viele edle Freuden, sondern veredeln auch damit ihren Charakter, wirken auf sich selbst in der wohlthätigsten Weise ein. Ein Mädchen, das sich der Blumenpflege mit Interesse hingibt, wird auch gegenüber den schüchternen Tieren ein zühendes Herz haben, desgleichen auch seinen Mitmenschen stets freundlich und dienstfertig begegnen, überhaupt in seinem ganzen Wesen ein gefittetes und damit einnehmendes Wesen zur Schau tragen.

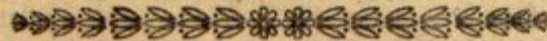
Desgleichen wird ein Knabe, der Sinn für Blumenpflege hat, niemals ein Launvidder oder Tierquäler sein; er wird nicht den Rohheiten der Straße huldigen und auch die Mütter Natur mit geschärftem Auge und mit geklärten Ansichten beobachten. Das Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst und ich sage dir, wer du bist.“ läßt sich auch in dieser Beziehung deuten.

Und wie viele reinen Freuden vermittelt die Blumenpflege! Welche frohe Ueberraschung, wenn das Rosenbüschchen, das das Kind mit eigener Hand gepflanzt hat, über Nacht seine Knospen öffnet und am anderen Morgen ihm eine prächtige Rose entgegenlacht! Welche Freude, wenn die Blumenzwiebeln, welche es im Nachwinter in Blumen-

gläsern aufgestellt hat, am Fenster sich entfalten und so in die kalte Jahreszeit den Frühling hineinzaubern.

Dabei bedarf es keines großen Apparates, um Blumenpflege zu treiben, sodas auch das arme Kind hier nicht zurückzuschieben braucht. Ein paar Töpfe, ein Bigarettenkasten mit Erde gefüllt und durch Bindfäden mit dem oberen Fensterrahmen verbunden, genügen, um eine kleine Blumenzucht möglich zu machen. An den Hanffäden können sich Volmen, Kresse, Winden und Wicken emporranken; der untere Schmuck des Blumenkastens kann dagegen in ein paar Balsaminen, Ringelblumen, Stiefmütterchen, Erdbeeren und Veilchen bestehen. Auch wenn das Hausgärtchen noch so klein ist, soll man dem Kinde doch ein Fleckchen Land überlassen, das es als Blumenbeet selbst verwalten darf.

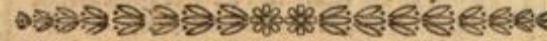
Diejenigen Kinder aber, deren Eltern zu Hause einen reichen Blumenstoc als Topfpflanze und im Garten ein größeres Blumenbeet besitzen, können fleißig als Blumenwärter herangezogen werden. Sie sollen die Aufgabe haben, daß sie in der heißen Jahreszeit täglich nach ihren Pflänzchen sehen und



### Das Gebet der Zarentochter\*)

Run, da sich jähet des Wahnsinns finstere Stunde,  
Send' uns Geduld, o Herr, vom Himmel her,  
Du tragen neuer Greuel Kunde  
Und Genfermatten, grausam schwer.  
Den Missetätern, unsern Brüdern, zu verzeihen,  
Gib uns die Kraft, o du gerechter Gott,  
Der blut'gen Marter uns zu weihen.  
Voll deiner Sanftmut, noch im Tod,  
Es tobt des Aufruhrs Woge tosend uns entgegen,  
Entreißt uns gierig unser letztes Gut;  
Froh grüßt Verhöhnung an den Regen,  
Hilf, Christus, durch dein heilla Blut!  
Herrlicher der Welt, allmächtiger Gott und Vater,  
Laß Segen wirken unser arm Gebet,  
Sei uns in Todesnot Berater,  
Eh' es vor dem Gericht zu spät.  
Am Grabestoc zum dunkeln Reich der Toten  
Hauch' deinen Dienern Kraft und Stärke ein,  
Kraft, die noch keines Menschen Herz geboten,  
Ein still' Gebet noch unserm Feind zu weih'n.

\*) Das bisher unveröffentlichte Gedicht, das die Korrespondenz „Nar“ verbreitet, ist von Olga Nikolajewna, der ältesten Zarentochter, im Gefängnis zu Jekaterinburg (Sibirien) kurz vor ihrer Ermordung verfaßt worden. Die erschütternden Zeilen, zugleich ein historisches Dokument, wurden durch einen Offizier, der zwei Tage nach der furchtbaren Tat in Jekaterinburg eintraf, gerettet und kürzlich an Dr. D. Härber-München mitgeteilt, von dem auch die Uebersetzung stammt.



ihnen das erquickende Raß nicht fehlen lassen, daß sie harte Blätter und Zweige wegnehmen, bei Frohgefahr die Blumen an einen geschützten Ort bringen usw. Den Kindern steht in dieser Beziehung mehr Zeit zur Verfügung, als den Erwachsenen, die durch ihre Berufstätigkeit der Blumenpflege oft bei dem besten Willen die nötige Sorgfalt nicht zuwenden können.

Auch Schulen, Verschönerungsvereine überlassen Blumenstöcke an die Kinderwelt zur Pflege und veranstalten dann Preisverteilungen. Diese Bemühungen soll man vonseiten des Elternhauses aus erziehlischen Gründen nach besten Kräften unterstützen.

Damit haben wir uns kurz über die pädagogische Forderung: „Laßt die Kinder Blumen pflegen“ verbreitet. Blumen und Kinder gehören zusammen wie Frühling und Sonnenschein und haben soviel Verwandtschaftliches. Ja, der Umgang mit Blumen ist so recht eine sinnige Beschäftigung für die Jugendwelt. Sie füllt in edelster Weise müßige Stunden aus, veredelt Herz und Gemüt und wirft sonnenstrahlen auch in das Leben derer, die von Gram und Leiden bedrückt sind. Ja, der Dichter Friedrich Müllert hat Recht, wenn er sagt:  
„Zu tausend Blumen ist die Liebesschrift geprägt:  
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt.“

### Wie erklärt sich der Ausdruck 'Portiunkel' oder 'Portiunkula'?

Am ersten Sonntag im August, wie auch an dem darauffolgenden Sonntag kann bekanntlich ein vollkommener Wlax, der sogen. „Portiunkula-Wlax“ gewonnen werden. Vielen Christen ist der Ausdruck „Portiunkel“ oder „Portiunkula“ nicht erklärlich, und es soll schon vorgekommen sein, daß man denselben als den Namen einer hl. Frau oder Jungfrau gedeutet habe. Wie ist er daher zu erklären? Er bedeutet wörtlich „Teilschen“ oder „kleiner Anteil“ und weist hin auf den ersten Aufenthalt des hl. Franziskus in der Einöde. Die geschichtliche Erklärung ist folgende: Der große Ordensmann Franziskus, der im Jahre 1182 in dem althehrwürdigen Städtchen Assisi in Mittelitalien geboren wurde, hatte in seiner frühen Jugend einen rechten Weltstimm. Sein Vater war ein reicher, etwas hartberziger Kaufmann, welcher den Sohn auch für diesen Beruf ausbildete. Der jugendliche Franziskus hatte denn auch anfangs an der lustigen Gesellschaft seiner Jugendgefährten mehr Vergnügen, als an den ersten Werken der Gottseligkeit. Reich, schön, heiter, von gewinnendem Wesen war er halb der Liebling aller, die mit ihm in Berührung kamen. Ja, er galt als die Blume der ritterlichen Jugend seiner Vaterstadt und als der König bei allen Festlichkeiten derselben. Bei einer Fehde gegen die benachbarte Stadt Perugia führte ihn sein stürmischer Mut in die vordersten Reihen des Treffens; er wurde gefangen genommen und ein ganzes Jahr in strenger Haft gehalten. Während dieser Zeit verlor er jedoch seinen Frohsinn nicht. Als seine Mitgefangenen sich hierüber verwunderten, sprach er zu ihnen: „Warum sollte ich traurig sein? Eines Tages werde ich verehrt werden von der ganzen Welt!“ Und dieses Wort sollte sich erfüllen, freilich in umgekehrtem Sinne.

Es trat eine Wendung ein in seinem Leben. Eine schwere Krankheit, die den lebensfrohen Jüngling befiel, öffnete ihm die Augen des Geistes, und er sah ein, wie viel ihm noch fehle, um ruhig aus dieser Zeitlichkeit scheiden zu können. Es trat eine vollständige Sinnesänderung bei ihm ein und er nahm sich vor, mit der Welt und ihren leeren Freuden gänzlich zu brechen und den steilen Pfad der Wirtung und Selbstverleugnung, der zu lichten Höhen führt, einzuschlagen.

Der Vater war über diese vollständige Umwandlung seines Sohnes aufs äußerste erzürnt. Er enterbte ihn und verstieß ihn sogar aus dem elterlichen Hause. Dieses geschah im Anfange des Jahres 1207, als Franziskus 25 Jahre zählte. Der Sohn verließ das elterliche Haus gerne, indem er äußerte, er könne nun noch herzlicher sagen: „Vater unser, der du bist in dem Himmel!“

Als Einsiedler lebte jetzt Franziskus in den Wäldern des Gebirgszuges der Apenninen und kam hier in der Einöde endlich zu einem uralten, verfallenen Kirchlein, genannt Maria degli Angeli, d. i. „Maria von den Engeln“. Hier gefiel es ihm so gut, daß er sich eine Klausel erbaute, den Armen der Umgegend diene und dem Gebete und den geistigen Betrachtungen oblag.

Dieses kleine Gelände, welches ihm der Benediktinerorden als der bisherige Besitzer abtrat, nannte Franziskus Portiunkula, d. h. mein „kleines Erbe“. Hier war fortan der Mittelpunkt seines segensreichen Lebens und Wirkens, hier empfing er die höchsten himmlischen Gaben und von hier ging so viel Segen über die ganze Kirche aus. In dem Kirchlein „Portiunkula“ erhielt er auch auf sein Flehen von Christus das hohe Geschenk eines vollkommenen Ablasses für die ganze Christenheit, der nach dieser Vertiklichkeit seiner Verleibung „Portiunkula-Wlax“ genannt wird. Das kleine ehrwürdige Heiligtum steht heute noch und ist von einer großen Basilika überbaut, die es gleich einem Mantel beschützt. Alles erinnert in diesem Gotteshaus an den großen Wundermann Franziskus, der in

der selben auch seine liebegläubende Seele zu Gott ausschachte. Daher ist diese Kirche auch als Wallfahrtsort auf die Christen aller Länder eine große Anziehung aus.

### Gastfreundschaft und Armenpflege im Mittelalter

Die großen religiösen Orden des Mittelalters haben die Worte des Herrn: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder tut, das habt ihr mir getan“, in vollkommener Weise erfasst und ihre Häuser stets als die offene Stätte der Gastfreundschaft und das Vorratsmagazin der Armut betrachtet. Der Fremde und der Dürftige wurden an der Schwelle des Klosters nicht anders als Christus der Herr selbst aufgenommen, wie dies die Inschrift auf der Türe des ehemaligen Dratorianer-Klosters in Reveloer: „Christo peregrinanti in terris“ (Für den auf Erden pilgernden Christus) den Eintretenden so außerordentlich treffend ankündete.

Man muß sich die ganze Beschwerlichkeit des Reisens im Mittelalter lebendig vor Augen stellen, um die Wohlthat des gastlichen Schutzes zu würdigen, den das Kloster gewährte. Man muß sich die großen Wälder, die wenig fahrbaren Wege, den Mangel an Brücken, die weit voneinander gelegenen Ortschaften, die Unsicherheit vorstellen, um zu ermessen, welche erwünschte Herberge das Kloster den vielen Reisenden bot, den Pilgern, die nach fernen Wallfahrtsorten zogen, den Rittersn, die weite Turnierfahrten machten, den Ordensleuten, Bischöfen und Priestern, welche Kapitel, Synoden besuchten, den Jüngern der Wissenschaft, welche, aus den fernsten Ländern kommend, die wenigen hohen Schulen aufsuchten. Niemand wurde im Kloster einem Fußgänger oder Reiter die erbetene Gastfreundschaft für eine Nacht versagt. Die Zelle der Gäste mußte daher sehr geräumig eingerichtet werden. Jeder zur Abtei gehörige Hof hatte desgleichen seine Gastzelle und seinen Gastbruder, um gleichsam als Vorposten der christlichen Caritas diejenigen aufzunehmen, welche das Kloster selbst nicht mehr erreichten oder die nächtliche Stille desselben nicht unterbrechen wollten. Die Nacht über brannte dort eine Lampe, um den Müden und Verirrten als ermutigender Wegweiser zu dienen. Der Empfang selbst konnte nicht liebevoller sein. Wenn an die Klosterpforte geklopft wurde, erhob sich der Pfortnerbruder mit dem frommen Worte: Deo gratias! und indem er öffnete, begrüßte er den Fremden demütig mit dem Spruche: Benedicite! Der von der Ankunft benachrichtigte Abt unterbrach unverweilt die geistliche Übung, die er eben leitete, und empfing den Fremdling wie einen von dem Herrn zugesandten Bruder, wie Abraham den Besuch der Engel. Er geleitete ihn in das Dratorium, um ein Gebet zu verrichten und dem Gäste etwas Erbauendes vorzulesen, worauf er ihn der Pflege und Sorge des Gastbruders übergab, der es an keiner Aufmerksamkeit fehlen ließ. In der Regel wurde den Gästen bei der Mahlzeit der Platz an der Tafel des Abtes eingeräumt. Abends nach der Komplet begleitet zwei Brüder mit umgelegtem Stapulier den Gastbruder in die Zelle der Gäste. Dort schlugen sie ihre Kapuze zurück und erwiesen dem Gäste den Dienst, den der Heiland beim letzten Abendmahle seinen Jüngern getan. Der eine Bruder wusch dem Pilger Füße und Hände mit lauwarmem Wasser, der andere trocknete sie ihm dann ab. Danach beugten beide ihr Anie und sprachen: „Wir haben, o Herr, deine Barmherzigkeit empfangen“, worauf sie sich mit überzogener Kapuze wieder entfernten. Dieser schöne Brauch wird noch heute zu La Trappe beobachtet.

Zuweilen geschah es, daß die Ausübung einer so rührenden Gastlichkeit mit merkwürdigen Wirkungen geegnet wurde. Als Herzog Otto von Oesterreich, auf der Rückreise von der Pariser Hochschule begriffen, mit mehreren Edelknechten in der Zisterzienserabtei Morimond um Nachtherberge bat, ward er von der edlen Gastfritte sowie von der friedlichen Ruhe des

Klosters so ergriffen, daß er mit allen seinen jungen Freunden augenblicklich den Entschluß faßte, dort zu bleiben und den weißen Habit der Zisterzienser zu nehmen. Er ist derselbe Otto, der später als Bischof von Freising der Geschichtschreiber seiner Zeit geworden ist.

In einer womöglich noch ausgedehnteren Weise war das Kloster eine Zufluchtsstätte der Armut und des Unglücks. Man pflegte drei Klassen von Armen zu unterscheiden: die eigentlichen Armen des Klosters, pauperes signati genannt, weil sie ein Erkennungszeichen von der Abtei trugen, an deren Pforte sie sich versammelten; dann die verschämten Armen, welche von den Mönchen im geheimen unterstützt wurden; und endlich die Bettler (vagantes). Dreihundert Arme, in Zeiten der Not doppelt und dreifach so viel, pflegten täglich auf die Wohlthätigkeit einer großen Abtei zu rechnen. Der Pfortnerbruder hatte stets einen entsprechenden Brotvorrat in seiner Zelle, um es den Vorübergehenden zu reichen. Der erste Backofen, den die Bäderbrüder in der Morgenfrühe ausnahmen, war für die Bettler bestimmt. Die größte Spendung aber geschah nach der Tischzeit der Mönche. Da wurden die Ueberreste der Klostermahlzeit gesammelt und von dem Keller-

samen Bezirk zugute. Im Kloster, gleichwie auf den Höfen, war ein Krankengemach eingerichtet, wo die Armen leibliche und geistliche Pflege empfangen. Die Kinder der weltlichen Arbeiter, welche in den Werkstätten, der Arbeiter, welche in den Feldern, Weibern und Leichen, der Holzhaue, welche in den Forsten, der Steinmetzen, welche auf den Baupläzen der Abtei Beschäftigung und Unterhalt fanden, hatten jederzeit besondern Anspruch auf die Mildthätigkeit der Mönche. Verunglückte oder starb ein Familienvater im Dienste der Abtei, so wurden die Kinder desselben von den Mönchen adoptiert, auf Klosterkosten ernährt und erzogen. In Zeiten der Hungersnot oder Pest betätigte sich das Kloster vollends im Großen als Vorratskammer und Zuflucht der Armen. Die Berichte aller Abteien sind voll von Handlungen der Selbstverleugnung und der Opferwilligkeit. Was die Klöster durch ihr Asylrecht den Verunglückten, den Verfolgten waren, ist in der Geschichte nicht minder bekannt.

Heutzutage ist die Teilnahme für Armut und Unglück auch vorhanden, allein unser Zeitalter äußert seine Menschenliebe oft in recht charakteristischer Weise: es gibt sie um des Preis eines Gemisses. Es veranstaltet Bälle, Konzerte, Theateraufführungen zum Besten des öffentlichen Elendes. Bekannt ist die bittere Ironie des berühmten englischen Schriftstellers Cobbet (Protestant), welcher sagt: „Wenn die Kapitalisten, welche die Klöster angekauft, euch fragen, wozu sie gedient haben, so antwortet ihnen dreist: Dazu, die Hilfe eines auf Subskription zum Besten der Armut und der Berzweiflung gegebenen Balles unnötig zu machen.“ Es fehlt dem Jahrhundert, d. h. dem herrschenden Zeitgeist, das Verständnis, die Liebe für die Armut. Wo man der Armut die Achtung vorenthält, raubt man ihr auch die genügsame Zufriedenheit. Der Mönch aber war den Armen verwandt, er war ihm gleich in der ärmlichen Kleidung, in den unbeschuhten Füßen; die Freiwilligkeit seiner Armut hob den Stand des Dürftigen und mit dem leiblichen Almosen spendete er das übernatürliche erquickende Almosen der Kirche. Ehemals sagten die Armen: Erbarmen um der Liebe Gottes willen. Heute schreien sie Brot oder Tod.



### Das Gewitter

Mit geheimnisvollem Rollen  
Judt es flimmernd durch die Luft.  
Ist es Gottes hehres Wollen,  
Seine Stimme, die da ruft?  
Folber Himmel leuchtet wider,  
Angst bedrückt die Sinne dumpf,  
Prasselnd stürzt der Regen nieder,  
Prangend Feld wird weiter Sumpf.

Und als ob die Feste krache  
Trifft des Elements Gewalt:  
Fressend lodert aus dem Dache  
Hoch die Flamme allobald. —  
Mit dem Winde gleht es weiter.  
Düstre Wolke eilt vorbei:  
Frisch die Luft, der Himmel heiter,  
Und die Sonne leuchtet frei.

(G. Jungheunrich.)

meister noch beigelegt nach dem Bedarf der draußen harrenden Leute, welche nun vor der Pforte ohne Ausnahme je ihren Anteil empfingen. Dieser Armenanteil vermehrte sich außerdem noch durch die Zugabe der unberührten Portionen von solchen Ordensleuten, welche bei Wasser und Brot Buße taten. Ebenso fielen den Armen die pulmenta defunctorum zu, d. h. der Speiseanteil von Gestorbenen, welcher noch ein Jahr lang nach ihrem Tode täglich an ihren Platz gesetzt wurde. Die vielen Buß- und Fasttage kamen gleichfalls den Armen zu gut, indem, was sich die Mönche abzogen, auf den Armenanteil gelegt wurde. Außer der Brotverteilung fand auch eine Abgabe von Kleidungsstücken statt. Von jedem Wollschafte, den die Weberbrüder zur Verfertigung der Ordenskleider abliefern, schnitten die Schneiderbrüder erst den Armenanteil ab, woraus sie mancherlei übliche Kleidungsstücke zusammensetzten und dem Pfortner übergaben, um sie den Vorübergehenden, welche daran Mangel litten, zu verabreichen. In der Karwoche übten die Mönche an den Armen feierliche Fußwaschung, wonach die letzteren von den ersten mit einem reichlichen Mahle erfreut und dabei bedient wurden. Das allgemeine Almosen, das an dieser Tage zum Schlusse ausgeteilt wurde, kam oft zwei- bis dreitausend Armen aus dem ge-

### Für Wahrheit und Recht

In London starb vor einiger Zeit die Konvertitin Lady Brampton im Alter von über achtzig Jahren. Ihr ganzes Vermögen von über drei Millionen Mark hinterließ sie an katholische Stiftungen Londons. Ihr Gemahl, Lord Brampton, der ihr einige Wochen im Tode vorausgegangen war, war einer der berühmtesten Konvertiten aus neuerer Zeit. Als man ihn um einen schriftlichen Bericht über die Gründe seines Religionswechsels ersuchte, gab er folgendes zur Antwort: Es ist nicht ganz leicht, eine bestimmte Antwort zu geben auf die Frage, warum ich katholisch geworden bin. Eine gründliche Erörterung der Angelegenheit würde viel mehr Zeit erfordern, als mir augenblicklich zur Verfügung steht. Und so werden die Personen, die die Gründe zu erfahren wünschen, warum ich so spät im Leben diesen hochwichtigen Schritt getan habe, sich enttäuscht finden. Sie müssen sich damit zufrieden geben zu erfahren, daß derselbe das Resultat meiner festen und klaren Ueberzeugung war, daß die Wahrheit — und darum allein war es mir zu tun — auf seiten der katholischen Kirche lag. Ich habe die Sache ganz für mich allein durchgedacht, ernstlich und sorgfältig, ohne mich von irgend einem menschlichen Wesen beeinflussen zu lassen, und ich fühle eine unerschütterliche Zuversicht bei diesem Ergebnisse zu dem ich gelangt bin, und mein Gewissen sagt mir, daß es so recht ist.

All unser Sinn und Mut,  
Steht nur noch nach Geld und Gut,  
Und wenn wir es erwerben,  
So legen wir uns nieder und sterben.

# Heimatzauber

Originalroman von Felix Rabor.

9)

Gleich darauf stürzten Suse und Karl Heinz ins Zimmer und brachten eine Wolke von Winterkälte und Tannenduft mit herein. Der blasse Student begrüßte Mutter und Schwester stürmisch und fing gleich zu erzählen an... Das Beugnis war nicht gerade glänzend, aber zur Not genügte es. Latein, Griechisch und Mathematik machten ihm viel Beschwerde, und er wünschte sie ins Pfefferland. Das unsinnige „Büßeln“ habe ihn krank gemacht, behauptete er. In der Tat sah der hochaufgeschossene Junge jämmerlich aus; das spärliche, blasser Gesicht hatte nichts von dem gesunden Rot der Jugend. Frau Marschall erschrak bis ins Herz. Hatte Heinz am Ende ihre Krankheit geerbt? Trug er bereits den Todeskeim in sich?... Sollte auch der letzte Sproß des Geschlechtes seinem Vater folgen und der alte Stamm verdorren?... Die ganze Familie aussterben?...

Suse plauderte ihr die Sorgen hinweg. Sie erzählte von den Herrlichkeiten, die sie in der Stadt gesehen hatte, und nannte hundert schöne Dinge, die sie sich wünschte. Als aber niemand darauf antwortete, zog sie ein schiefes Mäulchen, trat verstimmt an den Tisch und schalt über das grobe Linnen, das über ihn gebreitet war. „Ehlig!“ sagte sie. „Bauerisch — und nicht mal Barsüm gibts hier!“

Karl Heinz erzählte indessen frisch drauflos — kleine Schulerlebnisse, Studentenabenteuer und zuletzt von der Heimreise. „Wie ich an Hohenlinden vorbeifuhr, habe ich mich mächtig gemopft. Denkt euch nur — da steht am Fenster ein Baum so hoch als das Zimmer und hundert Kerzen brennen drauf. Ist es nicht himmelstreichend, daß die alte Nacht — igall im Fetz stht, während wir am Hungertuch nagen?“

„Still, du Daushub“, fuhr in Suse an. „Was verstehst du von solchen Dingen!“

„Soviel versteh ich schon, daß die Alte uns Schloß und Heimat gestohlen hat“, gab Karl Heinz gereizt zurück. „Wär ich ein Mann, so würde ich ihr den Raub mit Gewalt entreißen —“

„Junge, darin sind wir einig“, sagte Trude und legte den Arm um seinen Nacken.

„Ach, macht nur nicht solch große Reden“, rief Suse schnippisch. „Die alte Marschallin ist gar nicht so schlimm.“

Ein strafender Blick aus Trudes Augen traf sie. „Hüte dich vor ihr!“ warnte die Schwester. „Wer in ihre Hände gerät, ist verloren. Warst du etwa in letzter Zeit auf dem Schlosse?“

„Unstim!“ log Suse. „Laßt das dumme Gerede und kommt endlich zur Bescherung.“

Dann zündeten sie die Kerzen an, und das Haus der Sorgen wurde von hellem Glanze erfüllt. Suse setzte sich ans Klavier und Trude und Heinz sangen im Duett: „Stille Nacht, heilige Nacht...“

Die Mutter faltete die Hände und summete leise die Melodie mit, aber dabei liefen ihr die Tränen über die Wangen. Sie gedachte voll Schmerz des Glanzes und Glückes der Vergangenheit. Das war nun alles dahin; Armut blieb ihr Los.

Trude teilte die Gaben aus. Der Student dankte überschwänglich und küßte Mutter und Schwester, Suse aber geriet in bestigen Zorn. „Belzstola und Ruff sind vorletzte Mode“, sagte sie. „Ich muß mich schämen, sie anzulegen. Da — trag sie selber, alte Trine!“

Warf alles zu Boden und fuhr wie eine zornige Wespe durchs Zimmer. „Nicht mal Pralines und Barsüm hab' ich bekommen — ist das auch eine Bescherung? Ihr denkt nur an euch — an mich aber, und daß ich jung, hübsch und lebensfroh bin, nicht! Ihr sich hat Trude wohl glänzend geforgt, was?“

„Suse!“ — Der Ruf der Mutter klang schmerzlich und vorwurfsvoll, aber Suse hörte nicht auf ihn, ballte die Fäuste, lief aus dem Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Das hohe Fest des Friedens hatte einen Mißbefolgen.

Die Mutter war entsetzt. „Mein Gott, was soll das werden?“ Jammerte sie. „Suse kann

sich auch kein bißchen beherrschen, und das heiße Blut geht immer gleich mit ihr durch.“

„Sie ist 'ne wilde Dummel“, rief Heinz, „aber gebt nur acht, ich will sie schon zähmen.“

Er begab sich vor Suses Zimmer, um sie herauszutrommeln. Allein, er lehrte ununterrichteter Dinge zurück. „Sie fühlt sich durch dich benachteiligt, Trude“, sagte er. „Was hast du denn eigentlich bekommen?“

„Ach, ich brauche doch nichts“, erwiderte sie und fing zu weinen an.

Heinz küßte sie stürmisch. „Du bist entschieden die Beste von uns allen“, rief er, „ein großartiges Ideal! Aber jetzt laßt uns essen geh'n, ich hab' nen Wolfshunger.“

Sie löschten die Kerzen des Baumes und setzten sich zu Tisch. Die Lampe warf goldenen Schimmer über Köpfe und Gesichter, aber in den Herzen nistete die Sorge.

Sie sprachen über Karl Heinz und seine Studien. „Wie denkst du dir eigentlich deine Zukunft?“ fragte Trude und legte ihm ein mächtiges Stück Braten auf den Teller.

Er schupfte die Schultern. „Gott, ich weiß nicht!... Große Sprünge werde ich wohl nicht machen, ich bin nun mal kein Kirchenlicht. In Latein, Griechisch und Mathematik rasselte ich totficher durch, dann muß ich repetieren. Das ist schauderös und ekelig. Ueberhaupt —“

der Braten interessierte ihn für den Augenblick mehr als seine Zukunft, und er tat ihm alle Ehre an.

„Es wärd eine böse Sache werden, Heinz“, sagte Trude. „Geseht den Fall, du kommst glücklich durchs Abiturientenexamen, wie solls da auf der Universität werden, wenn wir die Mittel nicht aufbringen können?“

Der blasse Junge seufzte, und der Knochen blieb ihm fast im Dasse stecken. „Ach Gott, Trude“, würgte er hervor, „Universität — das liegt noch in weiter Ferne. Noch Jahre büßeln — es ist die reinste Tortur. Wie ich das satt hab! Denn seht — schließlich hagte ich doch durch das große Sieb, dann ist der ganze Krempel für die Kay. Weiß Gott, warum mich Papa fürs höhere Studium bestimmt hat.“

„Er wollte einen großen Herrn aus dir machen, Karl Heinz.“

„Ach, Muttschen, daran liegt mir egal nichts. Gesund und froh möchte ich werden, das wär mir tausendmal lieber. Am liebsten ging ich hinterm Pflug her und hätte frische Luft um die Nase — Heimatluft!“

In jäher Freude küßte Trude seinen Scheitel. „Junge, das ist ein Wort. Da treffen sich unsre Wünsche. Bauer sein ist noch lange nicht das Schlimmste. Der Bauer ist ein König auf der Scholle. Wenn du dazu Lust hättest —“

„Herrgott, aber mit tausend Freuden“, schrie Karl Heinz und vergaß für einen Augenblick sogar den Braten. „Die alten Römer und Griechen ins Feuer — und dafür ein deutscher Bauer werden und fix hinterm Pflug her — hurra! Himmel, jetzt hab ich erst die rechte Freud' am Christabend, und das Christkindl hat mir das beste Geschenk gebracht: Freud' ins Herz und in die Hand den Pflug!... Gott, wie ist die Welt so schön! Eine goldene Straße führt ins Leben hinein und zurück zur Scholle. Die Weihnachtskerzen leuchten mir — ach, wie bin ich so froh!“

Sie freuten sich alle, daß wenigstens einer aus dem kleinen Kreise in dieser heiligen Nacht seinen Frieden gefunden hatte.

Mit dem Friedensgruß auf den Lippen gingen sie zur Ruhe. Träumend lag der alte Bau im Schatten der kalten Linden. Die Sterne leuchteten freundlich herab auf die alte Mühle, und der Mond stand Wache. Wie Silber glänzte das hohe, beschneite Dach, und auf der Schwelle des Hauses lag milder, heller Sternenschein. Die Sorge schien verschleucht und alles atmete Weihnachtsfrieden.

Aber am anderen Morgen war die Sorge wieder da.

Die Weihnachtsglocken klangen durchs Land und riefen zur Kirche. Trude und Karl Heinz

schickten sich zum Kirchgang an, als sie aber nach Suse riefen, fanden sie ihre Kammer leer. Das dumme, trostlose Ding war weg, hatte in Unfriede und Zorn das Haus verlassen... Ruff und Pelz, über die sie so erzürnt gewesen war, hatte sie trotzdem mitgenommen und dafür ein kleines Briefchen zurückgelassen:

„Ihr liebt mich nicht, darum gehe ich in die weite Welt, wo Freude lockt und das große Leben seine hohen Wellen schlägt. Der gefangene Vogel fliegt zur Freiheit. Leb wohl!“

Es war ein trauriges Weihnachtsfest, ein Tag in Sorgen und Not. —

Die alte Mühle erwachte aus ihrem Winter Schlaf.

Wirtiger drehten sich die Räder, rascher kreisten die Mühlsteine, heller kimmelten die Glöcklein und durchs ganze Haus ging ein leises Schütteln, so anheimelnd und traut, wie wenn eine Mutter ihr Kindlein wiegt und ihm leise ein Schlummerlied singt.

Es war ein Lebenslieb. Wenn es einmal verstummte, wenn die Räder stille standen und das heimlich traute Wiegen und Schütteln aufhörte, erschrak Trude bis ins Herz und meinte, die alte Mühle wäre tot.

Doch das geschah nur Sonntags. Da ruhte die Mühle von der Arbeit nach des Schöpfers Gebot: „Sechs Tage sollt ihr arbeiten, am siebenten aber ruhen.“ Und Trude setzte in Gedanken hinzu: „Sechs Tage sollt ihr ums tägliche Brot arbeiten, am siebenten aber darum beten.“

Die Mühlgänge liefen die ganze Woche, aber das Kattergeld floß nur tropfenweise in die Kasse, und wieder wachte die Not an die Pforte: Woher sollte Trude die Saatfrucht nehmen zur kommenden Frühlingsaat?...

Die Not macht erfinderisch. Der Hühnerhof wurde erweitert, Käßer und Gänse gemästet, jeder übrige Tropfen Milch ging in die Stadt, wo gute Preise bezahlt wurden. Das alles machte viele Mühe und Arbeit. Trude lief in der großen weißen Schürze den ganzen Tag treppauf treppab, durch Mühle, Stall und Scheune, stand am Herd, führte die Bücher und sank abends todmüde ins Bett. Aber Ruhe fand sie auch da nicht, die Sorge um ihre Schwester verzehrte sie.

Sie gab kein Lebenszeichen, und der Aufruf in den Zeitungen hatte keinen Erfolg. Wenn nun die unerfahrene, heißblütige Schwester draußen in den Wogen des Lebensmeeres Schiffbruch litt?...

Die Unruhe wuchs, und eines Tages, als sie diese Ungewißheit nicht länger zu ertragen vermochte, ging sie ins Städtchen, um den Kantor zu fragen. Vielleicht wußte dieser durch seinen Sohn etwas von dem Flüchtling.

In der Kantorstube war es wohligh und warm. Die alten Deutschen saßen beisammen auf der Ofenbank. Die blasse Winterfonne fand um diese Zeit ihren Weg nicht in die enge Gasse und in das kleine Haus — und auch die Sonne ihres Lebens war verschwunden, seit ihr Sohn sie verlassen hatte.

Herzlich begrüßten sie Trude und boten ihr den Ehrenplatz auf dem Kanapee an. „Wie gerne hätte ich Sie in der Mühle besucht und Ihrer Mutter ein wenig Musik gemacht“, sagte der Kantor, „aber meine alten Pedalen tragen mich nicht mehr so weit. Zudem haben wir von Fräulein Suschen immer erfahren, daß es Ihnen draußen gut geht —“

„Gut?... Daß Gott erbarm! Nichts als Not und Sorge, am meisten mit Suse. Wissen Sie vielleicht, wo sie sich aufhält?“

„Nun, in der Mühle doch —“

„Nein, sie ist davongelaufen, in die Welt hinaus, und die Mutter grämt sich zu Tode.“

„Jesus — — das Suschen?...“

„Ja, das Suschen. Weiß Gott, wer ihr den Gedanken in den Kopf gesetzt hat. Am Ende gar Ihr Sohn, Herr Kantor? ... Die beiden waren sich doch gut!...“

Die kleine Hand der Kantorein legte sich auf Trudes Arm. „Liebes Fräulein, Suschen ist seine Braut —“

„Nein, aber so was!“ wunderte sich Trude. „Gewiß hat Ihr Sohn die Hand dabei im Spiel gehabt, als Suse die Heimat verließ.“

(Fortsetzung folgt.)